

Ulrich Baron

Die Spuren der Imperien

Der Erste Weltkrieg und die Dekolonisierung

»Wenn ich nachts im Graben auf und ab gehe«, schrieb Ernst Jünger am 2. August 1917 an seinen Bruder Friedrich Georg, »denke ich viel über die Kolonien nach. Man müsste sich nach dem Kriege zur Schutztruppe melden, dabei kann man sich am besten Land und Leute besehen«. Im Rahmen der von Heimo Schwilk herausgegebenen Feldpostkorrespondenz des Autors der *Stahlgewitter* zeichnete sich darin, was selten ist, eine Nachkriegsperspektive ab. Die war hier kolonialistisch geprägt. Während der Behandlung einer Kriegsverletzung hatte Jünger die Sammlung eines Kameruner Pflanzers besichtigen können: »Die Pflanzen, Früchte und Tiere waren wie Proben einer üppigeren Welt.«

Aus den Nachtgedanken des Grabenkriegers spricht ein idealistischer Kolonialismus, der sich mit dem Augenschein begnügt, aber auch eine aus damaliger Sicht noch durchaus realistisch anmutende Erwartung. Als dekoriertes Frontkämpfer hätte Jünger bei der Schutztruppe ein gutes Entree gehabt – wenn mit dem Krieg nicht auch zugleich die deutschen Kolonien verloren gegangen wären.

Wie zuvor schon bei seinem gescheiterten Versuch, sich den Zugang zur »üppigeren Welt« als Fremdenlegionär zu verschaffen, hatte Jünger erkannt, dass Kolonialismus auf einem privilegierten Zugang beruht. Und wenn die »Afrikanischen Spiele« des notorischen Schulversagers heute wie eine selbstverordnete Erlebnispädagogik *avant la lettre* erscheinen, so entspricht das einer Praxis, bei der soziale und familiäre Problemfälle in Kolonien und Kolonialdiensten abgeschoben wurden.

Aber was für Deutschland eine unmittelbare Kriegsfolge war, sollte bald die ganze Welt erfassen – als Dekolonisation,

für die Jan C. Jansen und Jürgen Osterhammel in ihrer Monografie über das »Ende der Imperien« zwei Definitionen anbieten: Erstens »die gleichzeitige Auflösung mehrerer interkontinentaler Imperien innerhalb des kurzen Zeitraums von etwa drei Jahrzehnten (1945-1975)« und zweitens die voraussichtlich unumkehrbare »Delegitimierung jeglicher Herrschaft, die als ein Untertanenverhältnis zu Fremden empfunden wird«.

Spitzt man dies auf die Begriffe Auflösung und Delegitimierung zu, so lassen sich damit auch zwei Vorgänge erfassen, die Jahrzehnte vor bzw. nach der Phase von 1945 bis 1975 lagen: der Zerfall der europäischen Kaiserreiche und der Zusammenbruch der Sowjetunion. Nachdem der »große Krieg der weißen Männer« (Arnold Zweig) der Welt die Selbstzerfleischung Europas vorgeführt hatte, verschwanden neben Kaisern auch Könige und Landesfürsten aus einer Geschichte, die sie über ein Jahrtausend hin qua Gottesgnadentum maßgeblich bestimmt hatten. »An meine Völker!« hatte Kaiser Franz Josef I. noch im Juli 1914 seine Kriegserklärung überschrieben. So ungeniert majestätisch und paternalistisch sollte sich das Possessivpronomen »meine« fortan nicht mehr verwenden lassen. Und jene totalitären Regime, die ab 1917 die Macht ergriffen, regierten so gott- wie gnadenlos.

Während sich aber Deutschland in eine Republik verwandelte und das Zarenreich in die Union der Sowjetrepubliken, lebte Österreich-Ungarn auf magische Weise fort – als Walzertraum und Nachbild einer »guten alten Zeit«, als friedliches Vielvölkerreich, das es zu Lebzeiten kaum gewesen war. Während der enorme Innovationsschub des Krieges die »unerlösten«

Nationen Kakaniens in das 20. Jahrhundert beförderte, erschienen die Kaiserreiche als letzte Ausläufer eines langen 19.

*Der Krieg
als Konjunktur-
programm*

Jahrhunderts, in dem Europa die unangefochtenen Herren der Welt gestellt hatte. In den Landhäusern von Merry Old England kultivierte man derweil noch ein paar weitere Jahrzehnte die Illusion, der eigene Wohlstand entstamme nicht dem Kolonialismus und der Industrialisierung, sondern sei der gerechte Lohn einer rechten Lebensart. Schon in den Romanen einer Agatha Christie aber rätselten ratlose alte Damen darüber, warum ihre Aktien nicht mehr den gewohnten Gewinn abwarfen.

Auflösung und Delegitimierung kolonialer Herrschaft kann man als Folgen eines Autoritätsverlustes Europas, als Verwandlung eines für selbstverständlich gehaltenen Herrschafts- in ein Abhängigkeitsverhältnis verstehen. Im Großen Krieg mobilisierten die Europäer auch ihre kolonialen Ressourcen, von denen Deutschland jedoch wegen der britischen Seeblockade abgeschnitten blieb. Im Fall der einstmaligen britischen Kolonie USA führte das zu einer Umkehrung früherer Machtverhältnisse, bestätigte die Rolle der abtrünnigen Kolonie als Weltmacht und machte die Vereinigten Staaten zum Gläubiger Europas. In dem Frankreich und England »die Ressourcen ihrer kolonialen Imperien mobilisierten, die ein Viertel der Weltbevölkerung« ausmachten, zeigt Oliver Janz in *14 – Der große Krieg*, stärkten sie auch das Selbstbewusstsein besonders der weißen Kolonisten: »So hat der Erste Weltkrieg die Nationsbildung und Verselbstständigung der Dominions entscheidend vorangetrieben«, schreibt Janz, »zumal sie der Krieg mit eigenen Mythen und Erinnerungsorten wie Gallipoli versorgte, die bis heute zum Kernbestand ihrer nationalen Erinnerungskultur zählen.« Allein die Heroisierung des Osteraufstandes von 1916 hat in Irland für lange Zeit verdrängt, dass da-

mals noch zahllose irische Soldaten für ihre britischen Kolonialherren gefallen waren.

Zudem sei der Erste Weltkrieg mit seinem enormen Materialbedarf für die restliche Welt ein »großes, von Europa finanziertes Konjunkturprogramm« gewesen, von dem vor allem die aufstrebende Industrie- und Kolonialmacht Japan profitiert habe, schreibt Janz. Neben Konsumgütern habe Japan vor allem auch Munition nach Europa geliefert und sei als Bündnispartner von den Gegnern Deutschlands aufgewertet worden. Das habe der einzigen asiatischen Macht, die dem Westen damals Paroli bieten konnte, eine ideale Gelegenheit gegeben, »seine imperiale Vormachtstellung in Ostasien weiter auszubauen«. Den USA, denen schon Mark Twain in seinen Briefen aus Hawaii geraten hatte, ihre Interessen auch im pazifischen Raum konsequent wahrzunehmen, erwuchs neben neuer Weltgeltung auch gleich ein künftiger Kriegsgegner.

Kolonialverhältnisse sind naturgemäß asymmetrisch, aber letztlich geht es auch dabei um Angebot und Nachfrage. Lateinamerika hatte das Silber, Asien die Gewürze, die Seide, den Tee, Afrika die tropentauglichen Arbeitskräfte und die Tradition des afroarabischen Sklavenhandels. Unterwerfung war ein Mittel, sich fremde Ressourcen zu erschließen. Handel war ein anderes, und oft waren die Grenzen zwischen Seemacht, Conquista, Freihandel und Freibeuterei fließend. Anfang des 17. Jahrhunderts kaperten die Schiffe der niederländischen Westindischen Kompanie jene Silberflotte, mit der die Spanier die Schätze Lateinamerikas nach Europa schafften – wo Silber vor allem auch dazu diente, Europas Handelsbilanzdefizit gegenüber Asien auszugleichen.

*Handel
und Wandel*

Ein weiteres Mittel war die Organisation der Produktion vor Ort. Mit der Entwicklung vom bewaffneten Handel zur Plantagenwirtschaft wuchs aber auch der

Aufwand, der schließlich nicht mehr nur von privaten Handelskompanien, sondern von den aufstrebenden Kolonialstaaten betrieben wurde. Erst die Wandlung vom Kolonialhandel zur Kolonialwirtschaft vollendete das von Jansen und Osterhammel benannte »Untertanenverhältnis gegenüber Fremden.«

In dieser Asymmetrie aber war dessen Auflösung schon angelegt. Um ein Imperium zu regieren, bedarf es einer Vereinheitlichung, und dies umso mehr, je weiter dessen Logistik und Verwaltung entwickelt sind. Am vielleicht Wichtigsten ist die Vereinheitlichung der Sprache. Latein und lateinische Schrift haben die römische Kultur auch über den Untergang Roms hinaus bestehen lassen. Schriftliche Zeugnisse haben sogar eine »Wiedergeburt« der antiken Tradition nach dem Mittelalter ermöglicht. An den Sprachen vieler Länder lässt sich noch heute die Herkunft ihrer ehemaligen Kolonialherren erkennen, aber je stärker sich Sprache, Bildung und Kultur vereinheitlichten, desto weniger ließ Kolonialherrschaft sich legitimieren. Doch ist Dekolonisation nicht mit Befreiung aus einem Abhängigkeitsverhältnis gleichzusetzen.

Dass Fachkräftemangel ein Quell ethnischer wie religiöser Toleranz sein kann, erleben wir heute. Etwas weniger freundlich formulieren das Jansen

Das Trugbild des Bestehenden

und Osterhammel, wenn sie das »Neokolonialismus-Modell« als Folge der Einsicht definieren, dass sich »das primäre Ziel des Kolonialismus, nämlich die wirtschaftliche Ausbeutung, ebenso gut und billiger ohne direkte staatliche Beherrschung durchsetzen lässt.«

Billiger lässt sich dieses Ziel auch ohne Privilegien erreichen, denn die gab es nie

umsonst. Dass Kolonialbeamte wie kleine Fürsten leben durften, war der Lohn dafür, dass sie in tropischer Hitze Gesundheit und Leben zum Wohle von Menschen riskierten, die als Anteilseigner der großen Ostindienkompanien in England und den Niederlanden residierten. Inzwischen aber funktioniert die Weltwirtschaft längst ohne Kolonialbeamte, und die englischsprachige Kultur ist weit über ihr Ursprungsland hinaus gewachsen. Ist ihm sogar entwichen. Könnten die Staaten Europas am Ende gar das Schicksal von »Alt Clud« teilen, dem »Königreich Strathclyde«, dessen Existenz der britische Historiker Norman Davies in seiner *Geschichte des vergessenen Europa* auf das 5. bis 12. Jahrhundert datiert? Dass Burgund, Aragon und Savoyen einst existiert haben, ist noch bekannt, doch ihre Konturen sind schon verwischt. Könnte da nicht auch das Vereinigte Königreich der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und Jugoslawien folgen, wenn Schotten und Waliser sich abspalten sollten wie Irland schon 1922?

Der Zerfall von Kaiserreichen und Imperien führt vor Augen, was Davies anhand vergessener Reiche vertieft: Nichts ist so trügerisch wie das scheinbar Selbstverständliche, seit jeher Bestehende und Erfolgreiche, denn es verführt dazu, Geschichte als reine Erfolgsgeschichte wahrzunehmen.

Norman Davies: Verschwundene Reiche. Theiss, Stuttgart 2013, 926 S., 39,95 €. – *Jan C. Jansen und Jürgen Osterhammel: Dekolonisation. Das Ende der Imperien. C.H. Beck Wissen, München 2013, 144 S., 8,95 €.* – *Oliver Janz: 14 – Der große Krieg. Campus, 415 S., 24,99 €.* – *Ernst Jünger: Feldpostbriefe an die Familie 1915–1918 (Hg. von Heimo Schwilk). Klett-Cotta, Stuttgart 2014, 133 S., 19,95 €.*



Ulrich Baron

ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de